

D 1086 F - 3/82

# **Weltweite Hilfe**

Zeitschrift  
des Diakonischen Werkes  
in Hessen und Nassau



**Schwerpunktthema:**  
**Krise der Sozialarbeit? – Macht und Ohnmacht**  
**Im Sonderteil:**  
**Ansätze der Sozialarbeit**

## INHALT

**Editorial.....1**

**Berichte und Nachrichten.....2**

### **Dokumentation**

**Briefwechsel zu Einsparungen  
Im Sozialbereich.....5**

**Kommentare.....8**

**Erklärung des Reformierten Bundes  
„Das Bekenntnis zu Jesus Christus und die  
Friedensverantwortung der Kirche“**

Rolf Wischnath

### **Schwerpunktthema**

**Boden unter den Füßen hat keiner?  
Hoffnung und Resignation  
In den helfenden Berufen ..... 11**  
Rolf Bick

### **Diakonie — kirchliche Sozialarbeit —**

**Rückblick, Bilanz.....21**  
Helmut Hache

**Persönliche und unvollständige Gedanken  
über Diakonie — Sozialarbeit —  
Kirchengemeinden ..... 25**  
Mathias Reese

### **Zum Schwerpunktthema „Hilfe für die Familie“**

**Sozialpädagogische Familienhilfe.....27**  
Gerhard Wolf

**Familienhilfe: Frühförderung und  
vorschulische Betreuung blindgeborener  
Kinder.....31**  
Klaus Dieter Zängler

**§ 218 und flankierende Maßnahmen.....37**  
Christel Pfaff

**Ehrenamtliche Familienhelferin.....41**  
Manfred Mickein

**Familieninitiativen mit Schulleitern.....43**  
Herbert Reiningger  
Leserstimmen.....44

Im Sonderteil:  
Ansätze der Sozialarbeit  
Horst Seibert



### **Zeitschrift des Diakonischen Werkes in Hessen und Nassau, Ederstraße 12, 6000 Frankfurt/M. 90**

Das Heft enthält Beiträge von: Dr. Rolf Bick, Professor für Prakt. Theologie, Pastoralpsychologie und Erwachsenenbildung an der Ev. Fachhochschule, Darmstadt; Armin Clauss, Sozialminister, Hessische Landesregierung, Wiesbaden; Diethart Finger, Journalist, Referent im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau, Frankfurt; Heinz-Günther Gasche, Pfarrer, Hauptgeschäftsführer des Diakonischen Werks in Hessen und Nassau, Frankfurt; Helmut Hache, Berufsschullehrer a. D., Leiter der Dekanatsstelle des Diakonischen Werks, Bad Marienberg; Manfred Mickein, Sozialarbeiter (grad.), Leiter der Dekanatsstelle des Diakonischen Werks, Bad Ems; Christel Pfaff, Sozialarbeiterin, Dekanatsstelle des Diakonischen Werks, Darmstadt; Heinrich Poth, Sozialarbeiter (grad.), Leiter der Dekanatsstelle des Diakonischen Werks, Limburg; Mathias Reese, Sozialarbeiter (grad.), Leiter der Dekanatsstelle des Diakonischen Werks, Groß-Umstadt; Herbert Reiningger, Diakon und Sozialarbeiter (grad.), Diakonisches Werk in Hessen und Nassau, Frankfurt; Heribert Reitz, Finanzminister, Hessische Landesregierung, Wiesbaden; Dr. Theodor Schober, Pfarrer und Professor, Präsident des Diakonischen Werks der EKD, Stuttgart; Dr. Horst Seibert, Pfarrer, Geschäftsführer im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau, Leiter der Abt. I — Theologie und Information —, Frankfurt; Dr. Rolf Wischnath, Pfarrer, Soest/Westfalen; Gerhard Wolf, Sozialpädagoge, Leiter der Dekanatsstelle des Diakonischen Werks im Wetteraukreis, Nidda; Klaus-Dieter Zängler, Dipl.Sozialarbeiter, Leiter der Evangelischen Blindenarbeit, Frankfurt.

Bildnachweis: Titelgrafik Wolfgang Wehrum, Darmstadt; Sonderteil: KNA; S. 5 und 10: Archiv; S. 7, 15, 21, 28, 34, 36: KNA; S. 39: Günther Hildenhagen, Münster.

Redaktion: Dr. Horst Seibert (verantw.), Diethart Finger.

Redaktionsbeirat: Pfarrerin Marlies Flesch-Thebesius, Frankfurt; Prof. Dr. Rolf Bick, Birkenbach; Pfarrer Wolfgang Paechnat, Heppenheim; Dekanatsstellenleiter Hubertus Röhrig, Ingelheim; Prof. Dr. Dieter Stoodt, Darmstadt.

Herstellung und Versand: PLAG-DRUCK, Buch- und Offsetdruckerei, 3578 Schwalmstadt-Treysa.

**32. Jahrgang — Heft 3 (194) — 3. Quartal 1982**

## Boden unter den Füßen hat keiner?

— Hoffnung und Resignation in den helfenden Berufen —

Rolf Bick

*„Ich aber dachte, ich  
arbeitete vergeblich und  
verzehrte meine Kraft  
umsonst und unnütz“  
(Jesaja 49,4)*

### 1 Von der Resignation, in die wir geraten können

**1. 1** Ich beginne mit einer Legende: Als Gott der Herr noch über unsere Erde ging, kam er auch in unser Land, kam dorthin, wo es flach, nebelig, nordisch und kühl ist. Da sah er einen Menschen am Wegesrand weinend sitzen. „Warum weinst Du? Erzähle mir, gewiß kann ich Dir helfen“. „Du kannst mir nicht helfen“, sagt der Mensch. „Ich kann Dir helfen, denn ich bin Gott“. Und der Mensch schaut hoch und sagt nur einen Satz: „Ich bin aus Hamburg“. „Dann kann ich Dir auch nicht helfen“, entgegnete der Herr, setzt sich zu ihm und beide weinen miteinander. So aussichtslos ist Hamburg für den lieben Gott.

Dies ist eine Wanderlegende, sie macht sich auch an anderen Städten fest. Ich erzähle sie noch einmal — diesmal etwas anders: Als der Herr noch über unsere Erde ging, kam er auch in unser Land, an Rhein und Main, wo sich Geld und Leute zusammenballen, kam dorthin, wo es hessisch ist. Da sah er vier Menschen am Wegesrand weinend sitzen. „Warum weint Ihr? Erzählt mir, was Euch bedrückt. Gewiß kann ich Euch helfen, denn ich bin Gott“. Und der Herr setzt sich zu ihnen, und sie erzählen:

— Ich arbeite als Sozialpädagoge in einem Jugendzentrum, soll Freizeit sinnvoll gestalten, Arbeitskreise einrichten, politische Bildung vermitteln, Hobbys pflegen

— und das alles habe ich versucht, und alles hat sich totgelaufen. Schau Dir's selber an, den ewigen Streit, die Primitivität und den Lärm. Ich mag nicht mehr. Zum Biertrinken mag's noch reichen, aber all die schönen Theorien außerschulischer Jugendarbeit, die greifen bei uns nicht. Sie sind der Versuch, einen Pudding an die Wand zu nageln: Der Theorienagel hält, die Alltagswirklichkeit pladdert auf die Erde.

Ich bin in der Schwangerschaftskonflikt-Beratung, soll Frauen, die ihr Kind abtreiben wollen, ermuntern, sich's wenigstens noch einmal zu überlegen. Ich rede gegen eine Wand.

— Ich arbeite mit behinderten Kindern. Mir macht das Spaß. Ich habe auch Erfolge. Aber jetzt ist meine Stelle gestrichen worden, weil wir sparen müssen. Ich muß gehen.

Und der vierte soll Nichtseßhafte, die jahrelang unterwegs waren, resozialisieren. Sie sollen wieder regelmäßig arbeiten, ihre Schulden abzahlen und nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft werden. Aber das geht überhaupt nicht. Selbst wenn die Männer das wollten, die will doch keiner mehr!

Und immer mehr kommen dazu, und alle wollen erzählen, wollen den ganzen Sozialarbeiterfrust aussprechen. Doch geht dies unter im allgemeinen Weinen. Und Gott der Herr weint mit. So bedrückend ist Sozialarbeit heute für den lieben Gott.

**1. 2** Ich gehe in dieser Legende davon aus, daß alle diese verschiedenen Menschen in den unterschiedlichen Arbeitsfeldern — So-

## 12 Schwerpunktthema

---

zialarbeiter, Sozialpädagogen, Erzieher, Gemeindepädagogen, Krankenschwestern, Pfarrer und andere — Gemeinsames haben: Sie haben einen „helfenden Beruf“. Dieser Beruf aber ist nicht nur Arbeitsstelle oder Job. Er ist — auch abgesehen vom Geldverdienen — ein in sich selbst noch sinnvolles Aufgabenfeld. Viele von uns sind früher auf dem Büro gewesen, haben bei der Bank gearbeitet oder ein Handwerk gelernt. Wir sind dort ausgestiegen, weil uns dies nicht mehr befriedigte. Wir wollten mit Menschen zu tun haben und ihnen in irgendeiner Weise helfen.

Kürzlich beklagte ein Universitätsrektor, daß so viele junge Menschen Sozialpädagogik studieren, obwohl die Berufsaussichten schlecht sind. Sie studieren, so meint er, um sich selbst zu verwirklichen. Wenn das so ist, dann haben diese jungen Menschen etwas Wesentliches verstanden:

- daß ich mich nicht alleine verwirklichen kann, sondern nur mit den anderen zusammen,
- daß ich mich nur dann selber finde, wenn ich mich auf die anderen einlasse,
- daß ich dazu nicht nur mich selbst, sondern auch die anderen ernstnehmen muß.

Hier liegt das Gemeinsame, das uns verbindet und wohl auch von anderen Berufsgruppen trennt. Wenn Studenten der Zahnmedizin studieren, um später möglichst schnell möglichst viel Geld zu verdienen, dann ist dies jedenfalls eine andere Form von Selbstverwirklichung<sup>1</sup>).

**1. 3** Gemeinsam ist oder war uns die Hoffnung, daß Hilfe gelingen kann, daß wir Unrecht, Bedrückung, Leid nicht nur verwalten, sondern vermindern, Fehlentwicklungen ver-

meiden oder korrigieren könnten. Und vielleicht ist uns auch die Resignation gemeinsam — wenn auch in unterschiedlicher Intensität —, daß genau dies oft kaum möglich ist.

Es sind nicht nur Berufsanfänger, die am Wegesrand weinend sitzen. Es sind berufserfahrene, gestandene Leute, die seit Jahren jeden Morgen ihr Butterbrot und ihr Herz fassen und an die Arbeit gehen, alte Rundendreher, denen keiner mehr etwas vormachen kann, die den Durchblick haben.

Sie alle pflegen den Weltenschmerz des Sozialarbeiters: „Das bringt hier nichts mehr, wir haben's auch besonders schwer. Bei uns ist überhaupt nichts zu machen. Die aus den Beratungsstellen können da überhaupt nicht mitreden“. Ich habe Pfarrer ähnlich reden hören und auch dort die Hoffnung gefunden, daß es anderswo besser und leichter sei. „Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich und verzehrte meine Kraft umsonst und unnütz“, sagt schon der Prophet Jesaja<sup>2</sup>). Obwohl das eigentlich ganz anders sein müßte!

Was müßten die vier am Wegesrande und die vielen anderen tun, um aus der Resignation herauszufinden, um wieder Boden unter die Füße zu bekommen? Sie müßten eine Illusion zerstören, einer widersprüchlichen Realität standhalten und daraus einige Folgerungen ziehen.

### **2 Von der Illusion, die wir zerstören, und der widersprüchlichen Realität, der wir standhalten müssen**

**2. 1** Dies ist die große Illusion:  
— daß es Leben ohne Reste, ohne Schatten geben muß,

- daß schwerwiegende und unbehebbar Defizite nicht zum Kern des Humanums gehören,
- einfacher ausgedrückt: daß alles wieder gut werden muß.

Diese Illusionen kleiden sich oft in Aktivierungsslogans: Hauptsache gesund — jeder kann gut aussehen, frisch und gepflegt, jugendlich flexibel, kontaktfreudig und interessiert — älter werden und aktiv bleiben — der Erwachsene steht auf eigenen Füßen, nimmt sein Leben in die Hand und bringt es zu etwas — jeder ist seines Glückes Schmied

- und vieles andere mehr.

**2. 2** Dies sind Illusionen, weil hier gerade jene Realitäten geleugnet werden, die uns in helfenden Berufen immer wieder begegnen; Menschen, die nicht gesund, sondern krank sind, krank bleiben und schließlich sterben werden.

Hierzu ein Beispiel, das für viele andere steht: Eine Krankenpflegeschule feiert ihr 25-jähriges Bestehen. Der Festredner wendet sich gegen die zunehmende Technisierung im Krankenhaus. Heilung sei nicht allein von den technischen Apparaten abhängig, sondern auch von der persönlichen Zuwendung der Krankenschwester. Ich will das nicht bestreiten; doch fällt mir auf, daß im ganzen Bericht nur von Heilung und Gesundheit die Rede ist. Daß auch in diesem Krankenhaus Menschen sterben, daß es auch wichtig ist, sie im Sterben zu begleiten, das verschweigen Festredner oder Zeitungsschreiber ☺).

Auch sehen unsere Klienten nicht immer gut aus, manche sind körperlich entstellt, andere sind ungepflegt, waschen sich nicht und stinken; manche sind nicht flexibel, sondern borniert; sie sind auch nicht aktiv, sie lassen sich und andere hängen; sie schaffen keinen Kontakt, sie igeln sich ein; sie kommen nie auf eigene Füße.

**2. 3** Wer will, der kann auch — so heißt die andere Illusion —, man muß sich nur zusammenreißen:

„Setzt euch her und schaut euch um, voll sind alle Tische. Keiner ist von euch so dumm, daß er nichts erwische" ☺).

Wer nichts erwischt, der ist eben dumm! Wenn Wilhelm Busch recht hat, dann haben wir es mit dummen Leuten zu tun, denn viele unserer Klienten haben nichts oder wenig erwischt, die hat's erwischt. Wer sich aber auf diese Menschen einläßt, ihr Leben kennenlernen, die miserablen Startchancen, wie übel ihnen mitgespielt wurde, den Wust von eigenen und fremden Fehlern und Versäumnissen, von eigener und fremder Schuld — der begreift: wer will, der kann noch lange nicht. Und er begreift auch, warum manche so verschlissen sind und nicht mehr die Kraft haben, überhaupt noch etwas zu wollen.

Wer sich auf solche und ähnliche Illusionen einläßt, für den sind alle diese Menschen nicht das Leben, sie sind die Störfälle des Lebens; sie sind die Pannen, die wir intern und unauffällig zu flicken haben. Nicht das dezente make up, der Schminktopf, der Un-erwünschtes zukleistert, ist das Symbol unserer Gesellschaft.

**2. 4** Alle diese Illusionen finden nun trotz unserer Gescheitheit immer wieder Produzenten und Abnehmer, wohl deshalb, weil sie auch in uns leben und sich gerne ansprechen lassen. So stellt sich die Frage nach den bewußten und unbewußten, klaren und verschwommenen Bildern, nach den geschriebenen und ungeschriebenen Konzepten, die in uns leben und unser Handeln bestimmen.

## 14 Schwerpunktthema

---

Manchmal sind sie schwer zu fassen, manchmal auch sehr deutlich: Als Pastoralpsychologe gehört es zu meiner Aufgabe, Beratungs- und Therapiekonzepte zu prüfen, ob und inwieweit sie für soziale und kirchliche Arbeit brauchbar sind. Dabei stieß ich auf Alexander Lowen, den geistigen Vater der Bioenergetik, einer Therapieform, die auch bei uns ihren Markt hat. Für ihn ist die umfassende körperliche Gesundheit der einzige nicht zu bestreitende Wert :). Das Ziel seiner Therapie ist darum auch die körperliche Gesundheit, die Fähigkeit zu Lebensfreuden, sexueller Lust und orgasmischer Befriedigung :). Am Ende der Therapie umgibt „eine Welt der Möglichkeiten jeden Menschen, da niemand und nichts im Leben unveränderlich ist“. Wir stehen „an der Schwelle einer neuen Zeit, einer Ära, in der wir uns über Konflikte und Kummer hinwegheben und unser Leben kreativ entfalten können“ — so John Pierrakos :).

Ich wende mich hier nicht gegen Bioenergetik überhaupt, weiß mich ihr ein Stück weit verbunden. Hier sollen verschüttete Potentiale aktiviert werden. Wenn ein Paar wegen sexueller Schwierigkeiten in meine Beratung kommt und ihnen dies dazu hilft, miteinander den Orgasmus zu erleben, dann ist das für die beiden wichtig, und mich freut's. Als allgemeine Therapieziele aber sind solche „Aussagen Sozialzoten :). Eine Zote entwürdigt den andern, spricht ihm die Würde als Mensch ab und stellt ihn ins Abseits. Hier wird ein Teil unseres Klientels, der solche hehren Ziele aus individuellen und gesellschaftlichen Gründen nie erreichen wird, ins Abseits gestellt. Wer solche und ähnliche Therapieziele hat, muß sich dazu geeignete Klientel aussuchen — etwa jüngere Leute einer privatisierenden Ober-

schicht — und damit Teile der sozialen Realität ausklammern, oder aber er versucht, einen Pudding an die Wand zu nageln: Das Konzept bleibt hängen, das Leben pladdert in den Dreck.

**2. 5** In diesem Sinne sind auch andere bei uns gebräuchliche Aktivierungslogans einerseits richtig, andererseits Sozialzoten:

- „Gesundheit ist nicht alles, aber ohne Gesundheit ist alles nichts“. Diesen Satz fand ich ausgerechnet in einer Broschüre über Körperbehinderte, ohne daß sich der Autor davon distanziert :).
- Das Man-muß-sich-nur-zusammenreißen-Konzept vermute ich in manchen Resozialisierungsbemühungen.
- Das Konzept des partnerschaftlichen Miteinanders in der Heimerziehung halte ich für illusionär, wenn die realen Übertragungs- und Gegenübertragungskonflikte zwischen Erziehern und Jugendlichen dabei ausgeblendet werden.
- Illusionär sind auch bestimmte gesellschaftliche Erwartungen an die Schwangerschaftskonfliktberatung“),
- und wahrscheinlich noch vieles andere mehr.

Solange dabei wesentliche Teile der Realität, solange jeweils die Schatten des Lebens ausgeklammert werden, sind dies Konzepte der Überforderung. Enttäuschung und Resignation sind vorprogrammiert.

**2. 6** Nun haben wir durchaus gute Gründe, die Schatten des Lebens nicht anzuschauen, das Störende zu verdrängen. Ich würde dies an einer Erfahrung deutlich machen, die viele in unserer Hochschule sehr betroffen und nachdenklich gemacht hat: Vor einigen Wo-



chen mußte eine Studentin wegen Blinddarmentzündung ins Krankenhaus. Bald wurde klar, daß sie Krebs hatte. Sie ist dann wenige Tage später gestorben. Als sich dieses Sterben herumsprach, habe ich immer wieder den Satz gehört: „Das darf doch nicht wahr sein“. Das darf auch nicht wahr sein, daß ein scheinbar gesunder junger Mensch, der mit uns lebt und studiert, der viele Pläne hat, einer wie wir und einer von uns, den Tod in sich trägt. Hier geht es nicht nur um den Verlust eines Menschen, den wir gemocht haben. Hier geht es auch um die Angst, daß dies mich genauso treffen kann. Wenn solches Sterben wahr ist, dann zerstört es die Illusion von den zwei getrennten Welten: Da ist meine Welt, sie ist nicht ideal, aber relativ sicher, ich kann sie überschauen und weiß in etwa, waß mich hier

erwartet. — Und getrennt von ihr ist die Welt von Zerstörung, Scheitern, Tod. Wenn solches Sterben wahr ist, dann gibt es diese Trennung nicht. Dann kann das Dunkel jederzeit auch in meine Welt einbrechen, können auch hier die Schatten wachsen.

Andere Leute können das immer wieder wegschieben. Helfende Berufe aber haben es gerade mit diesen Schatten zu tun.

**2.7** Ich denke, wir haben zwei Möglichkeiten damit umzugehen und müssen uns entscheiden:

— Wir lassen dies alles nicht wirklich an uns herankommen, halten uns vom Haise, was uns die Kehle zuschnürt. Wir stellen uns darüber und achten darauf, daß wir nicht von unserer Leiter fallen. Wenn wir dann von oben in solche Abgründe schauen,

dann schaudert's uns, und wir schauen darum auch nicht wirklich hin. Was wir zu regeln und zu erledigen haben, das tun wir aus der inneren Distanz. Der Leidende bleibt allein, und wir bekommen auf diese Weise auch keinen Boden unter die Füße.

Oder aber wir steigen mit den Klienten hinunter in das Feld seiner Schatten. Wir begeben uns mit ihm auf den Boden einer widersprüchlichen Realität, wo das, was eigentlich nicht wahr sein darf, wahr ist. Und wer auf dem Boden steht, kann nicht mehr von der Leiter fallen.

Wenn ich mich darauf einlasse, dann erlebe ich allerdings, daß seine Angst in dieser oder in einer anderen Weise auch meine Angst ist. Seine Verletzungen und Enttäuschungen rühren auch in mir Schmerzhaftes auf. Das Ungeklärte seiner Beziehungen führt mich zu dem, was bei mir unklar ist; seine Schuld erinnert mich an die Menschen, an denen ich schuldig geworden bin. Boden unter die Füße aber bekommt nur, wer auch die eigenen Schatten anschauen und ihnen standhalten kann.

**2. 8** Für mich ist dies zugleich der Boden eines spannungsreichen christlichen Realismus. Denn christliches Leben ist ein Leben mit Widersprüchen, nicht an den Widersprüchen vorbei.

So sollen Christen anderen helfen, sollen sich gegen Leid, Not und Unrecht engagieren, damit mehr Gerechtigkeit und Freude in diese Welt einziehe. Und manchmal gelingt manches — dies ist die eine Seite: Leid, Not, Unrecht, Widersinniges aber behalten ihren Platz in Gottes Welt. Petrus, der Jünger, wollte das nicht einsehen. Als Jesus zum Leiden und Sterben ging, wollte er ihn

davor bewahren. Das darf doch nicht wahr sein! Und wollte den großen Schminktopf holen "). Aber es ist wahr! Und so ist der geschlagene und scheinbar gescheiterte Christus und so sind all die anderen, denen übel mitgespielt wird, die es erwischt hat, die nicht auf eigenen Füßen stehen können und oftmals nicht schön anzuschauen sind, all die vielen ohne happy end — diese alle sind die andere Seite der Realität.

**2. 9** Ich habe nun meine eigenen Karten auf den Tische gelegt, und Sie haben einen christlichen Joker dabei entdeckt. Ob gerade dieser Joker dabei sein muß, wenn Menschen in helfenden Berufen Boden unter die Füße bekommen wollen, darüber mag ich nicht streiten. Meine Sorge ist eher, daß das Gesagte zu glatt klingen könnte und zu fertig. Die Grundentscheidung, der widersprüchlichen Realität dieses Lebens standzuhalten und sie als christliche Realität zu begreifen, ist ja nur der Anfang eines langen Weges und noch nicht das Ziel.

Ich werde nun einige Folgerungen nennen, die sich daraus ergeben:

### **3 Von den Folgerungen, die sich daraus ergeben**

**3. 1** Wir müssen nicht immer stark und tüchtig sein.

Man könnte annehmen, die vier und die anderen am Wegesrande seien ‚hilflose Helfer‘. Dieser Buchtitel von Wolfgang Schmidbauer ist zu einem Etikett geworden, das sich leicht aufklebt. Vielleicht haben sie gar ein ‚Helfersyndrom‘, und das wäre schlimm. Ein ‚hilfloser Helfer‘ aber ist nicht jeder, der anderen helfen will und nicht kann. Ein ‚hilfloser Helfer‘ ist einer,



- der oben bleiben muß, wenn die anderen unten sind,
- der Resignation, Traurigkeit, Wut und Ärger unterdrückt,
- der immer gleichbleibend freundlich ist,
- der sich nicht hängen läßt,
- der stark sein muß, wenn andere schwach werden.

Kurz gesagt: Der ‚hilflose Helfer‘ ist der rundum tüchtige Helfer, der anderen helfen und sich selbst nicht helfen lassen will, der Hilfe anbieten, aber nicht annehmen kann. Und genau damit haben wir auch das berühmte ‚Helfersyndrom‘ beschrieben »).

Boden unter den Füßen wird nun keiner haben, der sich auf das wacklige Podest solcher Selbstüberforderung stellt. Wer einmal oben steht, muß darauf achten, daß er nicht hinunterfällt. Er muß dann stark und tüchtig sein und bleiben.

Nun gibt es durchaus ein jeweils spezifisches Kompetenzgefälle zwischen Berater und Klient, Erzieher und Kind, Jugendleiter und Gruppe, Pfarrer und Gemeinde, Krankenschwester und Patient. Professionelle sollen auf einer höheren Qualifikationsstufe arbeiten als die anderen, die das nicht gelernt haben. So plädiere ich nicht für den dilettantischen, ich plädiere für den qualifizierten Helfer. Der Drehtüreffekt, daß bestimmte Leute immer wieder kommen, oft über Jahre hin betreut werden, ohne daß sich etwas bei ihnen ändert, hat auch darin seinen Grund, daß vieles in der sozialen Arbeit zwar gut gemeint, aber nicht gut gemacht wird »).

In unseren Fortbildungskursen erleben wir nun immer wieder, daß die Teilnehmer kompetenter werden und dadurch Resignation

abbauen. Sie sehen neue Chancen, aus sterilen Kreisläufen herauszukommen und etwas zu verändern. Wichtig ist aber auch eine andere Erfahrung: Wer viel kann, der kann leichter zu dem stehen, was er nicht oder noch nicht kann. Wem vieles gelingt, dem muß nicht mehr alles gelingen, dem fällt es leichter, die eigenen Realitäten, eigene Grenzen, Fehler und Schwächen zu akzeptieren. Der kann sich die Putzmittel für den Heiligschein sparen. Auch große Leute — und für die von uns Abhängigen sind wir große Leute — müssen manchmal klein sein und dürfen das auch zugeben. „Ich kann niedrig sein und kann hoch sein und beides ist mir vertraut“, sagt der Apostel Paulus »).

Und wer viel kann, dem fällt's leichter zu helfen und auch Hilfe anzunehmen. Wie wichtig dies ist, schreibt Franz Rosenzweig in einem Brief an seine kleine Schwester:

*„Kein Mensch kann sich selber helfen. Die Welt ist zwar voller Leute, die sich das einreden, aber es gelingt ihnen allen so wenig, wie es Münchhausen gelang, sich an seinem eigenen Schopfe aus dem Sumpf zu ziehen. Jeder kann immer nur den anderen beim Schopfe fassen. Boden unter den Füßen hat keiner, jeder wird nur gehalten von anderen. Und so hält einer den anderen und oft beide sich gegenseitig. Diese ganze Halterei ist freilich erst dadurch möglich, daß die große Hand von oben alle diese haltenden Menschenhände bei den Handgelenken hält. Von ihr her kommt allen diesen Menschen die Kraft, zu halten und zu helfen. Es gibt kein Stehen, nur ein Getragenwerden“<sup>15</sup>).*

**3. 2** Wir können manchen so lassen, wie er ist.

Ich habe bestimmte Aktivierungslogans Sozialzoten genannt, weil dadurch Menschen ins Abseits geschoben werden. Ihre Helfer geraten dann leicht in einen unsinnigen Aktivismus: Da muß doch noch etwas zu machen sein.

Am stärksten erleben wir dies am Sterbett: Wenn nichts mehr zu machen ist, weiß ich nicht, was ich machen soll. Ich kann doch nichts tun. Doch gehört dies auch zu unserem Alltag: Wir wollen erziehen, aktivieren, beraten, ordnen und regeln und manchmal gelingt das nicht. Weil es auch an unserem Ungeschick liegen kann, lassen wir nicht locker, machen einen neuen Anlauf, um doch noch etwas in Bewegung zu bringen. Manchmal kann auch das nicht gelingen, weil wir wieder der Illusion erliegen, daß alles irgendwie gut werden muß, daß gerade wir das Unmögliche möglich machen müssen.

Die widersprüchliche Realität nicht verdrängen, sondern ihr standhalten, das heißt hier: Ich brauche mich nicht zu überfordern. Weil die unaufhebbaren Schatten, der Widersinn und das Scheitern auch zur Realität gehören, dürfen wir manchen so lassen, wie er ist — und dies mit einem guten Gewissen.

*„Herr, gib mir den Mut, das zu ändern, was zu ändern ist; gib mir die Gelassenheit, das stehen zu lassen, was nicht zu ändern ist; und gib mir die Einsicht, beides voneinander zu unterscheiden“* ).

Auch die großen konfessionellen Verbände stehen heute unter einem wachsenden Finanzierungsdruck und müssen ihre Prioritäten neu bedenken. Vielleicht ist gerade

dies die besondere Aufgabe christlicher Diakonie und Caritas, dort zu sein, wo nichts mehr zu machen ist, denen nahe zu sein, bei denen die üblichen Aktivierungskonzepte nicht mehr greifen. Hier ist dann nicht mehr die gesellschaftlich anerkannte Effektivität gefragt, wohl aber das den Christen eigene Proprium. Wir wären dann nicht mehr Agenten der Veränderung, sondern Gefährten der Schwachheit:

Bestimmte Kinder und Jugendliche werden dann nicht mehr unter einen schulischen Leistungsdruck gesetzt,

bestimmte Nichtseßhafte nicht mehr unter einen Resozialisierungsdruck,

— alte Menschen, die nicht mehr können oder wollen, nicht mehr unter einen Animierungsdruck,

unheilbar Kranke und Sterbende nicht mehr unter einen Genesungsdruck.

Alle diese Menschen könnten erleben, daß wir sie nicht überfordern, wie dies sonst so oft geschieht. Sie könnten erfahren, daß wir nichts aus ihnen machen wollen, daß wir sie so akzeptieren, wie sie sind und wie sie geworden sind. Und sie könnten darüber staunen, daß für uns auch das armselige, schwache, entgleiste, gescheiterte Leben seine eigene Würde behält.

Das Neue Testament weist diesen Menschen darüber hinaus noch eine besondere Aufgabe zu:

*„Was töricht ist vor der Welt, das hat Gott ausgewählt, um die Klugen zu beschämen.*

*Und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott ausgewählt, um die Starken zu beschämen“ (1. Korinther 1, 27).*

Dies geschieht ja auch häufig! Und wenn sie dann ohne Überforderungsdruck frei atmen können, vielleicht finden einige dann den Mut — nicht zu den großen, wohl aber zu einigen kleinen Schritten. Wir könnten sie dabei begleiten.

### 3.3 Wir können und dürfen lachen.

Peter Bamm erzählt in seinem Buch ‚Die unsichtbare Flagge‘ von einem Arzt, der als Chirurg in einem Feldlazarett in Stalingrad viel Schreckliches erlebt. Ein Bild hat sich mir eingepägt: Der Doktor geht gebeugt von Bett zu Bett und „trägt ganz Rußland durch den Saal“. Der Mann muß ja Rückenschmerzen kriegen.

Nun gibt es ein Maß an Leid, Not und Schrecklichkeit, das Menschen in ‚helfenden Berufen‘ überfordert. In manchen Großstädten werden alle Suicidfälle aus dem gesamten Einzugsbereich in eine einzige Krankenhausstation eingegliedert. Auch anderswo im Sozialbereich gibt es Spezialisierungen, die auf Dauer für die dort Arbeitenden nicht zumutbar sind. Doch auch abgesehen von solchen Grenzfällen ist dies ein Bild, in dem ich mich früher oft wiedergefunden habe und in dem ich heute viele andere wiederfinde. „Er trägt ganz Rußland durch den Saal“, das heißt:

- er macht das Elend der anderen zu seinem eigenen Elend,
- er läßt sich das Ungelöste, Ungeklärte, das Scheitern der anderen selbst auf,
- er wird in den Sog ihrer Ausweglosigkeit mit hineingezogen und verliert gerade dadurch wieder den Boden unter den Füßen.

Den anderen begleiten, mit ihm gemeinsam seine Schatten anschauen, seiner Realität standhalten, das ist nur dann hilfreich, wenn

wir nicht in das Dunkel seiner Resignation hineingerissen werden, wenn wir seine Panik nicht zu unserer machen. Damit das nicht immer wieder passiert, damit ich auf diesem Boden relativ angstfrei gehen kann, habe ich eine mehrjährige psychotherapeutisch begleitete Selbsterfahrung mitgemacht. Ich sage nicht, daß dies jeder tun muß, mir aber hat es geholfen.

Eine solche Selbsterfahrung ist mit Angst besetzt. Ich denke aber, daß sich gerade Christenmenschen darauf einlassen können. „Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, so fürchte ich kein Unglück, denn du, Gott, bist bei mir“, so sagt der 23. Psalm. Christen, die zu ihren eigenen Tälern wollen, damit sie anderen Menschen in ihren Tälern besser helfen können, warum sollten ausgerechnet sie dabei von ihrem Gott verlassen werden?

In diesem Rahmen ist mir oft ein Satz begegnet, der durchaus sein Recht hat, gegen den ich aber zunehmend allergisch werde: „Das ist dein Problem“. Dahinter stecken oft Lieblosigkeit, Gefühlsrohheit und Arroganz. Ich plädiere für den betroffenen Helfer. Wer sich aber von der Not des anderen treffen läßt, wer ihn darin ernstnimmt und ein Stück weit an die Hand nimmt, der darf ihn dann auch wieder ein Stück weit loslassen. Sich abgrenzen, das heißt nicht, den anderen abschieben, seine Not nicht mehr ernstnehmen.

Es heißt dies: Ich kann ganz bei dir sein, und ich kann ganz bei mir sein — alles hat seine Zeit. Und genau dies ist wieder die spannungsreiche Realität des Lebens, die auch der Prediger Salomo beschreibt:

„*Weinen hat seine Zeit, lachen hat seine Zeit, klagen hat seine Zeit, tanzen hat seine Zeit*“ (Prediger 3, 4).

## 20 Schwerpunktthema

---

Und wenn ich lache, darf ich das ganz tun und mit einem guten Gewissen. Dies ist nicht

- das säuerliche Lächeln, das sich nicht traut, weil's noch so viel Elend gibt,
- das höhnische Lachen auf Kosten anderer,
- das flache aufgesetzte Lachen, das dieses Elend nicht wahrhaben will.

Dies ist ein gefülltes Lachen, voller Staunen darüber, daß dieses widersprüchliche Leben trotz aller Biestereien noch so lebenswert und die Menschen, mit denen wir zu tun haben, trotz allem noch so lebenswert sind. Trotz allem noch so lebenswert!

Martin Luther war neben dem, was er sonst alles getan hat, sein Leben lang Beichtvater und Berater. Immer wieder hat er vor allem junge Leute unterstützt und gefördert. So gehört auch er zu den ‚helfenden Berufen‘.

In einer Gesprächsrunde wird ihm vorgeworfen, er sei zu vertrauensselig, zu unvorsichtig, er sei doch oft genug enttäuscht worden. Dies trifft ihn, er wird traurig und sagt: „Ihr habt recht, viele habe ich hochgehoben, auf meinen Händen habe ich sie getragen — und manche haben mir dabei auf die Hände geschissen“. Und nach einer Weile: „Aber es reut mich nicht, ich würd's wieder tun“<sup>17)</sup>).

**4.** Ich weiß nun nicht, wie es denen am Wegesrand inzwischen ergeht. Vielleicht haben sie aus der Resignation herausgefunden, haben wieder Hoffnung geschöpft und wieder Boden unter den Füßen. Und wenn sie ihre Berufswahl bedenken, vielleicht würden auch sie es wieder tun. Vielleicht! — Erzwingen läßt sich dies nicht.

### Nachsatz

Ich verweise noch empfehlend auf das Buch von Ulrich Bach, *Boden unter den Füßen hat keiner* — Plädoyer für ein solidarische Diakonie, Göttingen 1980.

#### Anmerkungen / Quellen

- 1) so in einer Umfrage der Illustrierten „Stern“
- 2) Jesaja 49, 4
- 3) Darmstädter Echo vom 5. 3. 1982, S. 18
- 4) Wilhelm Busch zitiert Ulrich Bach, *Boden unter den Füßen hat keiner*, Göttingen 1980, S. 107
- 5) Alexander Lowen in Hilarion Petzold, *Die neuen Körpertherapien*, Paderborn 1977, S. 60
- 6) a. a. O., S. 67
- 7) John Pierrakos, a. a. O., S. 116 und S. 90
- 8) Der Begriff stammt wohl von Heinrich Böll, Aufsätze — Kritiken — Reden I, dtv S. 99; dazu auch Bach S. 104.
- 9) in „Körperbehindert“, Hrsg. Diakonisches Werk Stuttgart 1979, S. 88
- 10) dazu mein Aufsatz „Berater, Klient und die anderen — Hintergrund und Gestalt in der evangelischen Schwangerschaftskonfliktberatung“, in *Weltweite Hilfe* 1/82, Sonderenteil, Hrsg. Diakonisches Werk in Hessen und Nassau
- 11) vgl. Matthäus 16, Vers 21 — 23
- 12) Ich denke, daß ich hier mit Wolfgang Schmidbauer im wesentlichen einig bin, obwohl ich nicht seine psychoanalytische Terminologie benutze.
- 13) Natürlich liegt nicht alles am fachlichen Unvermögen des Betreuers. Es gibt auch gesellschaftliche und nicht behebbare individuelle Gründe beim Klienten.
- 14) Philipper 4, 12
- 15) nach Ulrich Bach, S. 219: um der besseren Lesbarkeit willen habe ich den Text gekürzt.
- 16) Dieses Gebet geht m. W. auf Friedrich Christoph Oetinger zurück.
- 17) nach Ernst Mühlhaupt, Was wir heute noch von Luther lernen können, unveröffentlichter Vortrag, Manuskript o. J.